

(Nachdruck verboten.)

4) Pelle der Eroberer.

Von M. Andersen Mexö. Uebersetzt von Mathilde Mani.

Im Anfang kamen hin und wieder Briefe an ihn, wahrscheinlich von alten Kampfgenossen, vielleicht auch von Ellen; er wußte es nicht, denn er weigerte sich, sie anzunehmen. Er haßte Ellen, weil sie die Stärkere war, haßte aus ohnmächtigem Trotz alles und alle. Weder sie noch irgend jemand sonst sollten die Genugtuung haben, ihn zum Trost zu erreichen; hatte man ihn eingesperrt wie einen Unreinen, so war es auch am besten, wenn er sich ganz für sich hielt. Er wollte seine Strafe noch brutaler machen, und mit unerbitterlichem Willen vertiefte er seine Verlassenheit noch mehr, entfernte in Gedanken alles das, was ihm nahe stand, und zog das Böse stark in den Vordergrund. Ellen hatte ihn natürlich über einem andern vergessen und vielleicht auch den Sinn der Kinder von ihm abgewandt; es war ihnen sicher verboten, das Wort Vater zu nennen. Er konnte ganz deutlich die drei traulich um die Lampe sitzen sehen; und wenn dann irgend eine Wendung drohte, das Gespräch auf ihn hinzuführen, wurde es plötzlich kalt und totenstill in der Stube. Er fühlte sein ganzes Ich unbarmherzig mit durchreifender Erkenntnis und glaubte, daß er sich räche, indem er die todbringende Kälte einatmete.

Im Anschluß hieran bekam er Wutausfälle, ging blindlings auf die Wände los und schrie, daß er hinaus wolle. Zur Beruhigung wurde ihm die Zwangsjacke angelegt, und man steckte ihn in ein stockfinstres Loch. Er hörte überhaupt zu den sogenannten trotzigem Gefangenen, die eine Ehre darin setzten, wider den Stachel zu löcken, und er wurde dem entsprechend behandelt.

Aber eines Nachts, als er dalag und nach einer Bestrafung wimmerte, erblickte er Gottes zorniges Antlitz im Dunkeln und wurde plötzlich still. „Bist Du ein Mensch?“, sagte es, „und kannst nicht einmal ertragen, ein wenig zu leiden!“ Belle stutzte, er wußte nicht, daß es etwas so besonderes Menschliches sei zu leiden. Aber seit jener Nacht bewegte er sich still, mit einem lauschenden Ausdruck, als höre er etwas quer, durch die Mauern hindurch. „Jetzt hat er sich beruhigt“, sagte der Schließer, der ihn durch das Guckloch beobachtete. „Er ist im Begriff, blödsinnig zu werden.“

Aber Belle war nur nach der andern Seite aufgetaucht; er ging umher und starrte tapfer in das Dunkel hinein, und Gottes Antlitz abermals, aber besänftigt zu sehen. Das erste, was er erblickte, war Ellen wieder, sie sah da, schön und gerechtfertigt, begehrenswert aufsteigend aus allen seinen Anklagen. So groß und verhängnisvoll all das Kleine ihm hier wiedererschien, was half es, sich zu wehren, sie war sein Schicksal, und er mußte sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Er begriff sie noch immer nicht, aber er ahnte größere Gesetze für das Leben, Gesetze, die sie hoben und ihn klein machten. Sie ging offenbar rein hindurch mit ihrer Sache, da, wo er in dem Schmutz der Oberfläche stecken geblieben war!

Sie wuchs für ihn hier drinnen und führte seine Gedanken um die Oberfläche herum, dahin, wo sie nie zuvor gestreift hatten. Ihr sie nie im Stich lassendes Muttergefühl war wie ein lebender Puls, der aus dem Unsichtbaren aufragte und auf verborgene, mystische Kräfte zurückwies, auf den fühlbaren Rhythmus eines mächtigen Herzens, das verborgen hinter allem pochte. Es lag in ihrer Fürsorge etwas, das an Gott Vater selbst erinnerte; sie war den Quellen des Lebens näher als er.

Die Quellen des Lebens — durch sie wurde dieser Ausdruck zum erstenmal lebendig für ihn. Es war überhaupt, als schaffe sie ihn von neuem, indem er sich mit ihrem beständig gleich rätselhaften Wesen beschäftigte, wurden seine Gedanken tiefer und tiefer nach innen geführt. Er ahnte starke Ströme, die das Ganze trugen, und zuweilen war es ihm, als könne er durch die Stille der Zelle hindurch das Dasein rinnen hören wie einen breiten Strom und es sich da draußen ergießen hören, wohin sich seine Gedanken niemals gewagt hatten. Wo blieben wohl die Tage und die Jahre mit

ihrem ganzen lebenden Inhalt? Ellen, die dem Unsichtbaren selbst nie einen Gedanken geschenkt hatte, war immer zugegen und stellte Pelle von Angesicht zu Angesicht mit der Unendlichkeit.

Während dies alles in ihm arbeitete, sangen sie eines Sonntags bei dem Gefängnisgottesdienst Grundwigs Kirchenlied: Verronnen sind die alten Tage. Der Gesang enthielt alles, was er selbst unnebelt gedacht hatte, und ergriff ihn stark; die Verse kamen über ihn in seinem engen Stuhl wie Wogen eines mächtigen Ozeans, der in einförmiger Gewalt Zeitalter an den Strand rollte. Er fühlte plötzlich und stark den Gang der Geschlechter über die Erde und erkühnte sich festzustellen, was er bisher nur verborgen geahnt hatte: seinen eigenen Zusammenhang mit all dem übrigen, mit denen, die heute lebten, und allen den vielen, die vorauf gegangen waren. Wie klein war sein eigener Gedanke des Zusammenschlusses gewesen, wenn er ihn mit dieser ungeheuren Gemeinschaft der Seelen maß, und welche Verantwortung zum Vorwärtstreben jeder einzelne mit sich herumschleppte! Jetzt begriff er, wie verhängnisvoll es war, rücksichtslos zu handeln, zu brechen und seiner Wege zu gehen. Man ging überhaupt von nichts weg; selbst das geringste, um das man sich drückte, sah da und erwartete einen am nächsten Meilenstein als großes Schicksal. Und wer war wohl in stande, eine Handlung zu übersehen? Man mußte beständig nachsichtig sein, und dann würde es sich schließlich zeigen, daß man Nachsicht mit sich selbst geübt hatte.

Belle sah da und fing Weisheit ein, und sein eigenes Herz bestätigte sie. Ellen erfüllte sein Gemüt immer mehr, er hatte sie verschert und konnte sie doch nicht aus seinem Dasein streichen! Liebte sie ihn noch? Das ward eine immer brennendere Frage, die ihn Tag und Nacht verfolgte. Das Leben selbst hing davon ab. Er hatte ein Gefühl, als müsse er als verfehlt in die Probenkiste geworfen werden, wenn er sie nicht wiedergewann, und starrte fragend so in die Einsamkeit hinein. Neue Welten wuchsen dort für ihn empor, den großen Zusammenhang von allem ahnte er, und es war ihm, als könne er sehen, wie die Wurzeln des Lebens tief hinabreichten und Nahrung aus der Dunkelheit selbst sogen, in der er sich bewegte. Aber hierauf erhielt er keine Antwort.

Ihr zu schreiben, konnte ihm nicht in den Sinn kommen. Gottes Schickungen mit der Seele gingen ihren eigenen Weg, in den man nicht eingriff. Es mußte auf demselben Weg kommen wie das andere, und er lullte sich in eine törichte Hoffnung, daß Ellen kommen und ihn besuchen würde; jetzt hatte er ja den rechten Sinn, um sie zu empfangen. Des Sonntags lauschte er gespannt dem schweren Dröhnen des Portals. Da war Besuch für die Gefangenen, und wenn sich der Wächter da draußen auf der Galerie mit seinen Schlüsseln rasselnd näherte, hämmerte sein Herz und war nahe daran, ihn zu ersticken. Dies wiederholte sich eine Reihe von Sonntagen; dann sank er zusammen und ergab sich in sein Schicksal.

Aber schließlich erbarmte sich der Zufall seiner und sandte ihm einen Gruß.

Belle nahm keinen persönlichen Anteil an dem Bochen, das jeden Abend, wenn das Licht ausgelöscht war, durch die ungeheure Anstalt schallte, als ob tausend Totenwürmer an der Arbeit seien. Er hatte genug an seinen eigenen Angelegenheiten und klopfte nur die Telegramme weiter, die über seine Zelle gingen. Aber eines Tages rückte ein neuer Gefangener in die Zelle neben ihm ein und weckte ihn; ein alter Stammgast, der sich gleich daran machte, seine Ankunft nach allen Seiten zu verkünden. Es war der Dubnvalde, der „Witne“ Rasmussens Nichtsmuß von Schatz, der den Winter hindurch daheim in der Haustiir im Kapellenweg zu stehen und über die Schmauze seiner blanken Holzschuhe hinweg zu spucken pflegte.

Ja, Balde kannte die Familie sehr gut, die Geliebte hatte ja die Kinder gehütet, als Ellen während des großen Kampfes auf Arbeit gegangen war. Ellen schlug sich tapfer durch, trug noch immer die Nase hoch; sie nähte ja Schuhblätter und hatte ein paar Lehrlinge zu Hilfe; es ging gewiß gar nicht so übel. Mit jemand verkehren tat sie nicht, nicht einmal mit ihren Angehörigen; immer sah sie bei den Kindern.

Balde mußte jeden Abend an die Wand kommen; selbst

die unbedeutendste Einzelheit war von verhängnisvoller Bedeutung. Belle sah Ellen leibhaftig vor sich, bleich, immer schwarz gekleidet, immer ernsthaft. Sie hatte mit den Eltern gebrochen; alles hatte sie ihm zum Opfer gebracht! Es wurde sogar daheim von ihm gesprochen, damit die Kinder ihn nicht vergessen sollten, bis er zurückkam. „Sie glauben ja, daß Du verreist bist, die kleinen Schäfsköpfe,“ sagte Balde.

So war denn das Ganze glücklich und gut! Es wirkte wie Sonne ins Herz hinein, zu wissen, daß sie da saß und traulich auf ihn wartete, obwohl er sie verstossen hatte. Alle Kälte mußte schmelzen und heraus; er war ein reicher Mann trotz allem.

Trug sie denn auch seinen Namen? fragte er gespannt. Das könnte ihr ähnlich sehen, so recht trotzig Belle mit großen Buchstaben auf die Türplatte zu sehen, unerschrocken, wie sie war.

Ja natürlich; da war nichts, was sich verstecken hieß bei ihr. Und wie die Götzen wuchsen! Lasse Fredrik und Schwester waren ja jetzt groß, und der kleine Svend Trost war ein ganz mörderliches Stück von einem Mann für sein Alter, ein richtiger Dickack. Den mußte man in seinem Kindertwagen sitzen und seine Rolle spielen sehen, wenn sie am Sonntag hinausgehoben, das war ein Anblick für Götter!

Belle stand wie von einem Keulenschlag getroffen im Dunkeln da. Svend Trost, ein kleiner Junge, der im Kindertwagen saß? Und es war kein Pflegekind; Balde ging so selbstverständlich davon aus, daß es seines war. Ellen! Ellen!

Er ging nicht wieder an die Wand. Balde klopfte ohne Erfolg; sein halbes Jahr ging zu Ende, ohne daß Belle es merkte. Diesmal lehnte er sich nicht auf, sondern drückte sich unter ein Gefühl, verflucht zu sein; die Vorsehung mußte ihm ja feindlich sein, da derselbe Schlag zweimal gegen ihn gerichtet wurde. Am Tage suchte er Schutz in harter Arbeit und Lektüre, des Nachts lag er da und weinte auf seiner schmutzigen Matratze, die nach Schimmel und dem scharfen, laugenartigen Gestank geiler Entleerungen früherer Gefangenen roch. Er versuchte nicht mehr, Ellens Bild herabzustürzen, das war ja hoffnungslos; tragisch überschattete sie noch immer das Ganze. Sie war sein Schicksal und beherrschte auch fernerhin seine Vorstellungen, aber nicht glanzvoll; etwas leuchtend Großes gab es überhaupt nicht mehr, nur die zwingende Notwendigkeit!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

4) Im sonnigen Süden.

Von Max Werner.

„Willst, noch drei,“ rief Klein und gab dem Schwarzen wieder einen Ridel.

„Sie sind auch kein Riggerfresser,“ lachte Robert. „Das freut mich. Es sind doch auch Menschen.“

„Ich esse bei einer hübschen Mulattin, bei der Cora,“ erzählte Klein, „ich fühle mich sehr wohl bei den Niggern, ob Männer, ob Weiber. Und wenn ich einmal heirate, dann nur eine Farbige.“

Man kam auf Deutschland zu reden, wo man derartige Unterschiebe nicht kenne.

„Da sind wieder die Herren Beamten,“ fuhr Klein auf, „die Unteroffiziere und schneidigen Polizisten. Wenn so ein Unteroffizier über die Straße geht, dann müssen die Fensterscheiben wackeln, sagt man.“

Die anderen lachten.

„Haben Sie beim Militär gedient?“ fragte Robert.

„Ne, Gott sei Dank nicht,“ antwortete Klein und schüttelte sich, „aber die Herren Beamten, die habe ich kennen gelernt. Ich bin mit 17 Jahren nach Amerika und zur Stellung nicht wiedergekommen. Als ich nun meine alte Mutter noch einmal sehen wollte, fuhr ich in mein Heimatstättchen in Württemberg und wurde festlich aufgenommen. Alles staunte den „Amerikaner“ an. Muß der Geld haben, daß er eine so weite Reise bezahlen kann und wochenlang ohne Arbeit aushält. Der Reid regte sich wohl auch, es wurde getuschelt und gezipfelt, bis der Herr Ortsvorsteher — so ein dicker Bauerntrötel — es für seine Pflicht hielt, bei der Militärbehörde Anzeige zu erstatten wegen Fahnenflucht. Und richtig kam der Herr Gendarm und verhaftete mich ohne viel Federlesens. Und ich mußte acht Stunden im Gefängnis verweilen, weil der Herr Staatsanwalt nicht zu sprechen war. Ich bin zu Unrecht hier, sagte ich dem Schließer, einem schneidigen Preußen, bei dem nur alles so knackte, wenn er über den Korridor schritt. Ach was, Unrecht gibt es nicht in Deutschland, schnarrte er mich höflich an. Das war wohl so ne Sache, abrüden, Militär schwänzen und dann

die dummen Landsleute noch verulken. Ne, mein Bester, jetzt sinn Se drin in der Falle, jetzt heißt es brummen, da kann Sie kein Lincoln und kein Karl Schurz retten.“

Klein trank erst sein Bier aus, um den Kerger hinunterzuspülen, der ihm jedesmal emporstieg, wenn er an die Zeit dachte. Dann erzählte er weiter:

„Nun, ich habe aber doch nicht gebrummt! Als der Herr Staatsanwalt endlich zu sprechen war und mir die Gnade zuteil wurde, vor seinem fetten Angesicht erscheinen zu dürfen, da donnerte ich kräftig los und verlangte sofortige Entlassung, damit ich mich beim amerikanischen Konsul in Stuttgart beschweren könne. Das half. „Sind Sie denn amerikanischer Bürger?“ fragte der Staatsanwalt. „Selbstverständlich, hier sind meine Papiere!“ Er prüfte meinen Bürgerbrief und erging sich nun in Entschuldigungen. Es sei ein bedauerliches Versehen usw. usw. Der schneidige Schließer bekam noch eine Nase in meiner Gegenwart und mußte mich schleunigst außerhalb der Wälle befördern.“

„Sie durften sich aber doch nur eine bestimmte Zeit in Deutschland aufhalten?“ fragte Robert.

„Gewiß. Ich habe aber nicht so lange gewartet. Ich hatte genug. Nach zwei Tagen fuhr ich den Rhein hinab und schiffte mich in Amsterdam ein.“

„Sie sind nie wieder drüben gewesen?“

„Nein. Und ich gehe auch nie wieder hinüber. Betteln gehen will ich in Amerika, das fränkt mich noch nicht so, als dieser übertriebene Beamten- und Militärschleier in Deutschland. Wie kann ein Mensch, der mehrere Jahre hier gelebt hat, sich drüben wieder einleben? Einfach undenkbar.“

Es war spät geworden, sie waren die letzten Gäste, und Robert ermahnte zum Aufbruch. Klein war in fröhlicher Stimmung, trank mit den beiden Landsleuten Brüderlichkeit, und nach einer letzten Runde an der Bar verabschiedeten sie sich, nachdem Robert dem rebseligen Klein noch versprochen hatte, morgen abend sein Supper bei der schönen Cora einzunehmen.

Es war eine sternklare Nacht. Robert war es, als wäre der Himmel blauer und die Sterne heller und goldener als in Deutschland. In den einsamen Straßen traf er niemand als einen patrouillierenden Policeman oder eine der kleinen Negerinnen, die vor den Häusern saßen und auf späte Gäste warteten. Ruhe und Frieden über den niedrigen Häusern, die hinter den zahlreichen Bäumen versteckt lagen.

Morgner schüttelte wieder die Medizinflasche und schritt mit langen Schritten auf und ab. Es war Sonnabend und Zähltag für Robert.

„Seute muß ich zeitig kollekt gehen,“ sagte er wichtig, „ich habe so viel Außenstände und muß doch mindestens Ihren Lohn zusammenholen. Ich werde vor Abend nicht wieder da sein.“

„Schon gut,“ erwiderte Robert. „Sollten Sie spät kommen, so finden Sie mich bei Cora.“

„Bei Cora?“ Morgner blieb plötzlich stehen und sah verwundert auf Robert. „Gehen Sie zu der Mulattin?“

„Ich will einen Bekannten dort treffen, man soll sehr gut bei ihr speisen.“

„Gewiß. Wer ist denn der Bekannte?“

„John Klein. Binz machte mich gestern abend mit ihm bekannt.“

„O der, ich kenne ihn. Schimpft auf den Süden. Warum kommt er denn her? Soll wegbleiben. Wir brauchen Leute, die sich antauchen. Der Süden hat eine Zukunft. Wir brauchen Menschen.“

Morgner setzte seinen Spaziergang wieder fort und nahm einen Köffel des Allheilmittels.

„Der Binz, das ist so'n Schlauer,“ begann er und lachte dröhnend, „Herrgott nochmal, der hat Glück gehabt. Pferde hat er gepuht, als er nach Foxhill kam. Und jetzt hat er ein gutgehendes Milchgeschäft, der Bantscher, der. Bei dem langt die Milch immer, geben die Kühe wenig, so hilft er mit dem Wassereimer nach.“

Und Morgner lachte so dröhnend, daß auch Robert angesteckt wurde und mitlachte.

„Ich muß fort, good bye,“ sagte Morgner plötzlich und verschwand.

Er kam spät am Nachmittag zurück und zahlte Robert seinen Lohn. Schmunzelnd steckte dieser die schmutzigen Papierdollars ein. Jetzt blieb doch jede Woche etwas Ordentliches übrig. Nächste Woche wollte er sogar ein Buch auf der First National Bank nehmen.

Er ging heim. Es war so wohligh warm, trotzdem es schon Anfang Dezember war. Kein Herbststurm, kein Schneegestöber gab es hier, lachende Sonne Tag für Tag.

Er warf sich in seinen Schaukelstuhl und blies die blauen Wolken seiner Zigarre in die Luft. Bis Ostern so fort arbeiten, dann hatte er genügend Geld übrig, um weiterzuziehen. Dann langte es auch zu einer Reise nach Deutschland. Welche Aussichten, verführerische! Er sprang auf — keine Pläne machen, den Augenblick genießen, wer weiß, was der Morgner bringt!

Er schlenderte die Straße hinab, nach dem Geschäftsviertel zu. Vereinzelt standen noch Rosen in den Gärten vor den Häusern. An einer Ecke stand Jim und rauchte eine Zigarette.

„Well, Jim, was tußt Du hier?“ fragte Robert.

„Ich warte auf Mama.“

„Du rauchst, Jimm?" Robert drohte mit dem Finger. „Das dürftest Du Dir in Deutschland nicht erlauben.“

Mit überlegenem Lächeln gab der Knabe schlagfertig die Antwort: „Wir sind eben nicht in Deutschland!“

In einer Seitenstraße fand Robert die Wirtschaft von Cora Benson. Er trat ein und fand seinen Freund Klein bereits beim Supper. Etwa 20 Gäste, meist Weiße, saßen an kleinen Tischen und aßen. Die wenigen Farbigen waren sauber gekleidet und machten einen vornehmen Eindruck.

Cora, die Wirtin, reichte Robert die Speisefarte und erwartete die Bestellung. Nachdem er gewählt, rief sie das Bestellte laut durch das Zimmer, und die Köchin in der großen Küche hinten stellte es nach zwei Minuten auf den Ausgabetisch, von dem es ein junges Mädchen wegnahm und vor Robert hinsetzte.

„Na, wie schmeckt es Dir?" fragte Klein, als Robert tüchtig schmauste.

„Ausgezeichnet.“

„Sind diese Niggerweiber nicht ganz anständige und anmutige Wesen?"

„Und ob! Ich bin ganz Deiner Meinung, John. Uebrigens werde ich immer hier speisen.“

Cora war eine volle Gestalt. Sie hatte weiche, fast edle Züge. Ein Auge war mit einer Haut überzogen, es war blind. Sie hatte einen Anstand wie eine vornehme Dame, und es war doch nicht der geringste Spitz oder Koletterie in ihrem Benehmen.

Die kleine Kellnerin war so hellbraun, daß sie Robert zuerst für ein weißes Mädchen gehalten hatte. Erst als sie um weitere Wünsche fragte, sah ihr Robert in die großen Augen und bemerkte, daß sie eine Farbige war. Ihre Mutter mußte schon eine Mulattin gewesen sein. Sie glich eher einer schönen Griechin oder braunen Südländerin Europas als einer Tochter des schwarzen Afrika. Zierlich und grazios stellte sie den Kuchen vor Robert hin und holte ihm frisches Wasser, als sie sein leeres Glas bemerkte.

Eine tiefschwarze Maid kam aus der Küche und holte die leeren Teller zusammen. Ihr Gesicht glänzte und die wenigen Haare sahen aus wie kleine Nadeln auf dem schwarzen Kopf. Unwillkürlich ließ Robert seinen Blick von dieser echten Negerin nach dem weichen, welligen Haar der kleinen Mulattin hinübergleiten; welcher gemaltiger Unterschied!

„Die kleine Bessie gefällt Dir wohl?" fragte Klein, als er Roberts prüfende Blicke beobachtet hatte.

„Das ist ein allerliebster Kerl," erwiderte Robert. „Sieh nur, wie reizend ihr das Kettlein steht, das sie um den schlanken Hals trägt. Eine reizende Zigeunerin.“

Sie zahlten und verließen die Wirtschaft. Draußen herrschte ein reger Verkehr. Am Sonnabend war Zahltag für die Arbeiter, und viele tausend Bekleidungsgegenstände oder tranken sich ordentlich voll in den Salons für den kommenden „trodenen" Sonntag, wo alle Geschäfte geschlossen waren und niemand ein Glas Bier erhalten konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Der moderne Kunstunterricht.

(Das Ergebnis des Dresdener Kongresses.)

Es ist bekannt und auch wir haben schon des öfteren davon gesprochen, daß heute die Jugend wieder Gelegenheit hat, Auge und Hand zu üben. Wir wissen und haben oft genug davon Proben gesehen, um wie viel lebendiger der neue Zeichenunterricht ist und wie vernünftig und zugleich heiter ihm der Handfertigkeitsunterricht hilft, den Knaben und Mädchen einiges Erlebtes von der wirklichen, der realen Welt zu vermitteln. Wir wissen, daß früher, noch zu unseren Zeiten, im Zeichenunterricht die Vorlage und die Schablone herrschten und alles sich an der korrekten Technik entschied. Wir wissen, daß man inzwischen lernte, die Kinder auf die Natur und umgekehrt die Natur auf die Kinder sozusagen loszulassen, daß sie sich gegenseitig kennen lernen und durchdringen. Die technische Korrektheit und das sorgfältig zurecht radierte Ergebnis wurden gleichgültig gegenüber dem eigentlichen Prozeß des Gestaltens; und auch dieser empfängt seinen Wert nur aus der Tatsache, daß er ein Mittel ist, innere Vorstellungen sichtbar und damit klarer zu machen. Und was den Handfertigkeitsunterricht betrifft, so soll er den Knaben wie den Mädchen eine Vorübung für die Praxis des künftigen Alltages sein. Nicht etwa so, daß gewissermaßen alle Knaben von vornherein hobeln, kleben und löten lernen sollen. Worauf es ankommt, ist vielmehr dieses: die Knaben sollen so allgemein wie möglich erkennen lernen, daß jeder Stoff und jedes Werkzeug in sich Gesetze birgt, und daß es ein sinnliches Vergnügen bereitet, diesen Gesetzen zu gehorchen. Zugleich soll dieses Tischlern und Buchbindern, dieses Nähen und Stricken dem Gestaltungsdrang der Jugend eine Erlösung bringen. Was naturgemäß nur dadurch erreicht werden kann, daß nach Möglichkeit in sich fertige und für sich allein bestehende Dinge, wie sie die Kinder sehen und wünschen, angefertigt werden. Die Hamburger Knaben werden gern Schiffe bauen. Die Mädchen aber rings im Land sollen nicht mehr wie bisher zwecklos Stiche üben, statt dessen sollen wirklich brauchbare Gegenstände, eine Decke für die Mutter, ein Hemd für die Puppe oder gar ein Paar Strümpfe für die

jüngere Schwester so gut oder so schlecht wie es eben geht, angefertigt werden. Wer könnte sich nicht vorstellen, mit wie viel Lust die Stunden solcher Unterweisung erfüllt sind. Nun aber, solch Zeichenunterricht, solch Handfertigkeitsunterricht, warum nennt man das Kunstunterricht? Das ist eine üble Vokabel, die ganz falsche Vorstellungen aufkommen lassen kann, die auch tatsächlich manchen Irrtum anrichtet. Es liegt so nahe, daß sich die Lehrer durch die Vokabel verführen lassen und wirklich glauben, irgend etwas Künstlerisches zu tun oder zu vermitteln, während sie überwachen, wie ein Neunjähriger einen Apfel konterfeit oder eine Zehnährige das Erlebnis der gestrigen Geburtstagsfeier mit bunten Kreidern festhält. Glücklicherweise, so darf man wohl sagen, hat der vor einigen Tagen beendete vierte internationale Kongreß für Kunstunterricht darüber kaum eine Unklarheit gelassen: daß es sich eben nicht um Kunst handelt, sondern allein um ein pädagogisches Mittel, die Persönlichkeit der Heranwachsenden möglichst vielseitig und nicht nur wie bisher im Zeichen des Bortes und der Abstrakta zu entfalten. Selbst Cizet, der Wiener, in dessen Jugendkurs beinahe ungläubliche Dinge, ebenso dramatische wie drastische Darstellungen, zustande kommen, warnte dringend, solche Offenbarungen des jugendlichen Gestaltungsdranges für irgendwie verwandt mit der bewußten Kunstschöpfung des Künstlers zu achten. Es hätte sich also der stolze Vater oder die eitle Mutter, in dem nett tuschenden Sohn ein künstlerisches Talent zu vermuten. All der Zauber ist mit dem Einsetzen der Reife vorüber; wenn der Knabe noch eben die nettesten Hieroglyphen seiner Empfindungen naiv und sicher auf das Papier lehte, der selbstkritische Jüngling weiß kaum noch zu stammeln. Solches wohl bedacht, kann die moderne Art der Handübung viel Gutes schaffen, kann die Augen hell und die Finger gelenkig machen. Die mit dem Kongreß verbundene Ausstellung, die umfassende Proben aus allen sozusagen kultivierten Ländern der Erde zeigte, ließ erkennen, daß man überall ungefähr den Kunstunterricht so meint, wie er wirklich etwas Nützliches wirken kann, nämlich fern von der Kunst. Zugleich lehrte diese Ausstellung, daß Deutschland einigermaßen zufrieden sein darf; es hat seinen einstigen Lehrmeistern, England und Amerika, kaum noch etwas abzusehen. Wenngleich man doch sagen muß, daß die Art, wie man jenseits der Wasser auf diesem Gebiete arbeitet, freier von Experimenten und Liebertreibungen ist. In Deutschland zeigt sich dafür ein größerer Reichtum an Individualität und das besonders bei der Ausbildung der Lehrer und Lehrerinnen. Die Wiener, die nach Hamburg kamen, Kunowski in Düsseldorf, Philipp Frank in Berlin und Lauwerds in Hagen, das sind jedesmal für sich eine eigene Provinz.

Wenn nun auch die Kunst draußen zu bleiben hat, so ist es doch richtig, wenn im Zeichen- und im Handfertigkeitsunterricht der natürliche Schönheitsinn gepflegt und entwickelt wird. Es kommt darauf an, daß die Jugend lerne, das zu erkennen, woran alle Schönheit sich entscheidet, den Wert des Maßes und des Verhältnisses, des Gewichtes, einerlei, ob es sich um Linien, Flächen oder Farben handelt. Für die Erziehung dieses Schönheitsinnes nun hat man in der letzten Zeit den Schriftunterricht nutzen gelernt. Freilich nicht jene alte, langweilige Kalligraphie, die in der trodenen Gleichmäßigkeit das letzte Ideal sah. Was man heute will, ist: die Feder zu einem Werkzeug zu machen für den Ausdruck der Persönlichkeit. Selbstverständlich, es soll zu keinem wüsten und gefühllosen Darausloschreiben verführt werden, aber es soll ebenso wenig ein blödes Abschreiben erzwungen sein. Es soll ein jeder aus der Vorstellung, die er von dem Buchstaben in seinem Gehirn trägt und mittels des Werkzeuges, das er in die Hand bekommt, das Bild des Buchstabens und der Reihen immer wieder neu und somit immer wieder eigen gestalten. Durch den Wechsel der Werkzeuge und der Materiale soll er lernen, sich absoluten Gesetzen unterwerfen, ohne dabei die Persönlichkeit zu verlieren. Es ist unbedingt richtig, daß Schreibunterricht solcher Art, wie er besonders durch den Engländer Johnston und den Oesterreicher Larisch propagiert wird, ein prächtiges Mittel ist, das zu erreichen, was der moderne Kunstunterricht, der nichts mit Kunst zu tun haben will, erreichen soll: einen wachen Sinn für die Wirklichkeit und eine gewisse Übung für die Vollziehung des Maßes, beides im Takt des individuellen Blutes.

Robert Breuer.

Der Mais als Nahrungsmittel.

Gehört die floristische Geographie schon an sich zu den interessantesten Abschnitten der Gesamtgeographie, so beanspruchen dennoch einige Pflanzen unsere besondere Aufmerksamkeit. Zu ihnen gehört der Mais, zumal als eines der wichtigsten Nahrungsmittel der Menschen überhaupt, und dann, weil sein Gebrauch interessante Einblicke in die Lebensweise vieler Völker gewährt.

In sehr verschiedener Weise benutzen ihn die Tataren. Der Krimische Südküste-Tatar mischt Maismehl zum Weizen und Roggen, daraus sein Brot zu machen; während die unter den Gebirgstataren lebenden Griechen das Maismehl mit Gerste gemischt zum Brot benutzen. Der Gebirgstatar selbst aber kocht die Maiskolben einfach in Salzwasser ab und verzehrt dies, sein beliebtes Lule, mit Wohlgefallen oder röstet die ganzen Kolben auf der Pfanne, bis der Samen knallend springt — ein Gericht, das mit Rosinen, Bohnen und Erbsen die gleichbeliebte Churma bildet. Der Krimtatar baut den spizen amerikanischen Mais an. Er kocht ihn zur Grütze und isst ihn mit Milch, oder macht besondere Liebhaberzen daraus. Er isst auch die jungen Kolben in Essig gemacht als

Delikatesse. Der deutsche Kolonist in Südrussland baut den Mais vorherrschend als Futter für die Schweine. Hier und da in den Kolonien zwischen Simferopol und Karassubasar (Friedental, Rosental, Neujak usw.) weiß man daraus auch verschiedene Suppen zu machen, Maismehl mit Milch oder mit Schweinefett zu bereiten usw. In Mingrelien und Gurien, wo weite Maisfelder sich aneinanderreihen, bildet der Mais ein Hauptnahrungsmittel für Menschen und Tiere. Ähnliche Verwendung findet er in Vessarabien. Der Moldauer kocht seine „Mamalga“ und verzehrt sie so heiß, wie sie aus dem Kessel kommt, beim Mahle als Brot, indem er sie in den Händen fester knetet. Ebenso fertigt der Kleinrusse seinen Malaj-Gasch an und backt in der Butterwoche seine Bliny (Fladen) aus Reismehl.

Jenseits der russischen Grenze genießt der Moldauer den Mais auf die mannigfaltigste Weise. Er röstet ihn in Asche, er kocht ganze Kolben im Wasser und bestreicht sie darauf mit Butter, ja er ißt ihn roh, solange er noch jung und milchig ist. Das Hauptessen der Moldauer rumänischer Zunge ist neben Maishrot die bereits erwähnte Mamalga. Der „Popescho“ (Mais) bildet die gewöhnlichste Getreideart der Moldau wie der Bulowina zwischen Bruth und Seret. Beim Landmanne Bosniens besteht die Nahrung vornehmlich aus Maiskuchen. In Albanien wird in der Ebene Getreide gebaut, in den Gebirgen ersetzt man es durch Mais, aus dem die Bewohner ein ausgezeichnetes Brot zu backen wissen. Der Montenegriener bereitet seine Polenta, eine dem Mamalga ähnliche steife Grütze, die oft so hart ist, daß sie in Stücke geschnitten, als Brot gegessen wird, und der Italiener, ebenso aus reinem Maismehl kleine runde Brote, die in den Städten verkauft, des Morgens von den Arbeitern mit gebratenen Speckschnitten oder zum Brantwein genossen werden. In Wasser gekocht, gibt das Maismehl den armen Volksklassen Italiens ihre Polenta, die sie als tägliches Brot genießen, der Ungar bereitet seine Malekuchen, und der Siebenbürger seine einfache Landesspeise, den Palules, aus Maismehl. Dieser Palules, ein Brei aus Wasser und Wälschkornmehl, wird auch von den dortigen Sachsen (Deutschen) gegessen.

Daß der Mais als Nahrungsmittel sowohl den Spaniern wie den französischen und irischen Landleuten bekannt ist, sei der Vollständigkeit halber erwähnt. Das gilt auch für die Eingeborenen von Nordamerika. Sie genießen das Wälschkorn in mancherlei Zubereitungen. Noch unreif, sobald die Körner einen süßlich-milchigen Saft enthalten, kocht man sie in Weizenkolben einfach bloß in Wasser ab und verzehrt sie warm mit ein wenig Salz und Butter. Dieses unter dem Namen Grün- oder Wärmkorn (Green Corn, Cot Corn) beliebte Gericht wird in den Städten sogar auf den Straßen feilgeboten. Heißes Korn wird in heißem Sande verpufft, wobei die äußerste dünne Schale berstet, und das Innere gelind geröstet wird; man zerstampft es dann in Mörsern und hebt dieses gedörrte grobe Mehl zu schmackhafter Zubereitung auf. Man kann auch in gewöhnlicher Pfanne Wälschkorn mit etwas Salz oder Butter über tüchtigem Feuer rösten, es verpuffen lassen und warm verpeisen. Ein von den Indianern entlehntes Gericht „Succotash“ ist bei den Landleuten sehr beliebt; es besteht auch noch unreifen Körnern, die mit gesalzenem Schweinefleisch, bisweilen noch mit grünen Bohnen und Weißkohl, durcheinander tüchtig gekocht werden; Salz, Butter und Pfeffer kommen kurz vor dem Anrichten als Würze dazu. „Camp“ ist eine Zubereitung der durch Einweichen enthülsten Körner, die in einem Mörser zu Brei zerrieben und mit Milch, Butter, Zucker oder Sirup gekocht werden. Nimmt man statt der Körner gröbere oder feinere Wälschkorngrütze und kocht diese zu einem ziemlich weichen Brei in Wasser mehrere Stunden lang, so hat man das beliebte Frühmahl oder Abendgericht „Gomminh“, das mit Salz und Butter angerichtet, auch wohl beliebig mit Milch verdünnt, verpeist wird. Ferner benutzt man die Wälschkorngrütze zu Milch- oder Wassersuppen, die durch Zusatz von Zucker und Zwiebad schmackhafter gemacht werden können. Aus dem Wälschkornmehl werden auch mehrere Arten Pudding zubereitet, wie der „Schnellpudding“ (Gastri-Pudding, Stubborn), ein der italienischen Polenta ähnlicher Brei, der mit Pudding gebaden, den „Friedpudding“ gibt. Der indische Pudding Suffolk-Pudding und Prescott-Pudding ist eine Mischung von Maismehl, Milch, Butter, Eiern, Salz, Zucker oder Sirup. Diefem Gemisch wird etwas Muskatnuß als Gewürz und gereinigte Pottasche als Hefen-Surrogat zugesetzt. Verschiedene Arten von Brot und Zwiebad werden aus Wälschkornmehl mit oder ohne Zusatz von Weizen oder Roggenmehl.

In Louisiana wird der Gombt, d. h. der zerstoßene Mais, in Milch und Wasser zu dicker Brühe gekocht; der Petitgru in größeren Körnern wie geriebene Gerste zerrieben und mit wenig Wasser mehr geröstet als gekocht. Der Homony ist auch in Louisiana als aus Wälschkorngrütze gekochter Brei eine Lieblingsspeise der Neger. In ganz Mexiko werden Maisfladen, auf einer Eisenpfanne gebraten und „Tortillas“ genannt, als Brot gegessen.

In Peru sind die Choslos unreife, aber nicht mehr milchige Kolben, die nur in heißem Wasser gargekocht werden. Mote sind reife Maiskörner im Wasser gequollen und dann in heiße Asche gelegt, wonach die Hülse sich leicht abstreifen läßt. Wie der italienische Arbeiter zu seinem Maiskuchen Speckschnitte zubeißt, so verbindet der Limeno in seiner „Lagua“ Maismehl mit Schweinefleisch, wie in seinem „Tanal“, auch einer Art Kuchen aus fein-

gestoßenem Mais, in den etwas Schweinefleisch gelegt wird. Das ganze wird in Maisblätter gewickelt. Der „Fuchero“ in seiner vollkommensten Form enthält: Rindfleisch, Schweinefleisch, Speck, Schinken, Wurst, Geflügel, Kohl, Pulkas, Komotes (eine Art Kartoffel), Kartoffeln, Reis, Erbsen, Chocitos (unreife Maiskolben), Quitten, Bananen. Bei Tisch wird das Fleisch in einer anderen Schüssel aufgetragen. Außerdem ißt der Limeno süße Maiskuchen mit Rosinen „Ometas“, genannt, und süßen Maishbrei „Masamorra“. Statt des Brotes wird vor jeden Gast auch eine Portion gerösteter Mais, „Chancho“, in einer Kürbischale hingeseht. Diese „Chancho“ bildet eine der Hauptnahrungsmittel der Puna-Indianer in Peru. Die Chaymas-Indianer in Venezuela füllen einen großen Teil ihrer Zeit mit Zubereitung der Nahrungsmittel aus, da sie die anstrengende Arbeit des Maistockens in Holzstämmen, sowie des Zerreibens zwischen Steinen besorgen müssen. Auch in der Provinz Minas Geraes in Südbrazilien bildet der Mais die wichtigste und ausgedehnteste Kultur. Er ist das unentbehrlichste Nahrungsmittel für alle Schichten der Bevölkerung. Sein grobgestoßenes Mehl vertritt die Stelle des Brotes, das in einer weiten eisernen Pfanne über Feuer bereitet wird. Der argentinische Gaucho, der das Brot meist nur dem Namen nach kennt, benutzt öfter als Zubiß beim Essen Grütze aus Maiskörnern gekocht „ma amorra“ genannt. Ebenso wissen wir von dem Arawakaner Volke, von den Tupi- und Guaraniwälfen in Brasilien, von einigen Pampas-Wälfen (Lenguas, Yahas, Tobas) in Südamerika, wie von den Kariben auf den Antillen und im Norden von Südamerika, daß sie den Mais neben anderen südlichen Nahrungsmitteln bauen.

Vielmehr dient der Mais zur Bereitung von Brantwein oder „Bier“. Der „Whisty“ (Misge, das keltische Wort für Wasser, wie das russische Wodka, Brantwein, von Woda, Wasser kommt) in Nordamerika wird aus Weizen, Roggen oder Mais gemacht. Aus dem Zuderfaß oder Sirup der Maistengel bereitet der Mexikaner ein herauschendes Getränk, das „Pulque de Tacilli“ oder „de Mais“ auch „Maquetwein“ genannt wird. Gleich ihm zieht der Bewohner Minas eine Art Bier daraus („Chica“) indem er die Körner befeuchtet, sie keimen, an der Sonne dorren läßt, dann sie zerstampft, in Wasser kocht und der Gärung überläßt, wonach die Flüssigkeit etwas gelb und trübe aussieht und einen bitteren, scharfen Geschmack hat. Der Croates-Indianer in Brasilien bereitet gleich dem Anwohner des Orinoko- und der Amazonenstromes aus unreifem Mais ein herauschendes Getränk. Die Weiber lauen die Körner und werfen den unappetitlichen Brei in ein großes irdenes Gefäß, wo bald die Weingärung eintritt. Mit Schalen aus Kürbis oder Kofos schöpfen sie dann davon. Ähnlich mögen wohl Zubereitung wie Geschmack des afrikanischen Weizenbieres sein. Das aus dem Kaffernkorn (Sorghum calfrum) von den Frauen bereitete Bier ist schwach, trübe und rötlich-grau, aber bei den Westschuanen sehr beliebt. Der Türke wie der Tatare macht seine Wafa aus Hirse. Selbst in Italien, Mingrelien und den russischen Ostprovinzen ist die Maisbrantweinfabrikation im Schwange.

J. W.

Kleines feuilleton.

Hygienisches.

Die Nidelflechte. Das Nidel, ein früher sehr wenig gebräuchliches Metall, findet heute weitestgehende Verwendung zu industriellen Zwecken. Leider hat es bei denen, die viel mit ihm zu tun haben, eine Berufskrankheit gezeitigt, die in einem lästigen Hautleiden besteht. Durch das Eintauchen der Hände in das Nidelsbad wird eine krankhafte Reizung der Haut bewirkt und es kommt zur Bildung der sogenannten Nidelflechte, die wegen ihrer äußeren Ähnlichkeit mit der Krätze auch Nidelkrätze genannt wird. Sie tritt an den Händen und Unterarmen auf und vermag zur völligen Arbeitsunfähigkeit zu führen. In besonders schwerer Form tritt sie bei denjenigen Arbeitern auf, die die zu vernidelnenden Metallgegenstände durch Behandlung mit Alkalien von Fett reinigen müssen. Indessen gibt es wiederum einzelne Personen, die für die Nidelflechte durchaus unempfindlich sind. Als Schutzmittel verwandte man bei derartigen Arbeiten lange Gummihandschuhe, die aber von den Arbeitern ungern getragen wurden, außerdem noch besondere Seifen und Salben, die neben ihrer Schutzwirkung die Eigenschaft haben, die einmal aufgetretene Nidelflechte zur Heilung zu bringen. Häufiges Waschen, sorgfältiges Abtrocknen der nassen Hände und Arme sowie allgemeine Sauberkeit überhaupt sind im übrigen ein gutes Vorbeugungsmittel gegen die Nidelkrätze. Die Zahl der Erkrankungen ist ungewiß, jedoch nicht zu gering anzuschlagen. Nach Angaben der „Medizinischen Klinik“ (1912, Nr. 33) wurde ungefähr ein Viertel der Arbeiter und Arbeiterinnen in den untersuchten Betrieben von der Nidelflechte heimgesucht; zirka vier Prozent mußten wegen wiederholter Erkrankung den Beruf wechseln. — Die Heilungsdauer der Nidelflechte beträgt meist acht Tage, wenn die Erkrankten sofort aus der Arbeit entfernt werden und die richtigen Gegenmittel gebrauchen. In den Fabriken, in denen die Entfettung der zu vernidelnenden Gegenstände auf maschinellen Wege vorgenommen wird, ist die Krankheit bereits völlig verschwunden. Doch ist diese Methode leider sehr kostspielig und daher nur in größeren Betrieben durchführbar.